

Mitch Albom

Der Fremde
aus dem Meer
oder Die Macht des Glaubens

Roman



allegria

An der Rezeption im Innenbereich betätigte er die Klingel. Aus dem Hintergrund trat eine Frau in mittleren Jahren, der das schwarze Haar über die Stirn fiel.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Folgendes«, sagte LeFleur mit gedämpfter Stimme. »Ich brauche ein Zimmer, etwa für eine Stunde.«

Die Frau ließ den Blick schweifen.

»Nur für mich«, seufzte LeFleur.

Sie legte ihm ein Anmeldeformular vor.

»Füllen Sie das aus.«

»Ich zahle bar.«

Sie räumte das Formular weg.

»Und haben Sie Küchenpapier?«

Wenige Minuten später stand LeFleur in einem schlichten Zimmer mit Doppelbett, Schreibtisch, Lampe, Bodenventilator und ein paar Magazinen auf einem Minikühlschrank. Er ging ins Badezimmer, ließ Wasser in die Wanne laufen und nahm das Notizbuch aus dem Plastikbeutel. Vorsichtig zog er es durch den Wasserstrahl, nur einmal, um den Schmutz zu entfernen und das Salz aufzulösen, das die Seiten miteinander verklebte. Anschließend legte er es auf ein Papiertuch und tupfte es mit einem weiteren trocken. Zwischen die Seiten schob er Papiertücher und drückte sie zusammen. Bald darauf konnte er den Einband aufklappen und den einleitenden Satz noch einmal lesen:

Als wir ihn aus dem Wasser zogen, hatte er keine Schramme. Das war das Erste, was mir auffiel. Wir anderen waren übersät mit Schnittwunden und Blutergüssen, doch er schien unversehrt ...

Wer war dieser Fremde?, fragte sich LeFleur. Er blickte kurz auf seine Armbanduhr und merkte, wie lang Rom schon gewartet hatte. Eines konnte er überhaupt nicht gebrauchen, nämlich dass der Typ misstrauisch wurde.

Er stellte das Notizbuch aufrecht auf den Schreibtisch und zog den Bodenventilator heran, um die Seiten schneller zu trocknen. Dann verließ er eilig das Zimmer und schloss die Tür hinter sich ab.

Auf der Terrasse sah er Rom an dem Ecktisch sitzen mit einem Glas Eiswasser vor sich.

»Haben Sie gefunden, was Sie gesucht haben, Inspektor?«

LeFleur schluckte. »Was?«

»Die Toilette?«

»Oh ja, hab ich gefunden.«

Er griff nach der Speisekarte. »Essen wir jetzt.«

Meer

Der Morgen dämmert, Annabelle. Ich habe kein Auge zugetan und auf genügend Sonnenlicht gewartet, um dir wieder zu schreiben. Der Tod von Mrs Laghari verfolgt mich weiterhin, und hier ist niemand, mit dem ich darüber sprechen könnte, jedenfalls nicht in der Weise, wie ich mit dir sprechen kann.

Ich habe über eine Begebenheit nachgedacht, an die ich mich jetzt lebhaft erinnere. Vor einigen Tagen war ich weggedöst, und als ich wieder wach wurde, sah ich, wie Mrs Laghari mit ihren Fingern Alices Haar kämmte. Das tat sie behutsam, ohne jede Hast, und die Kleine schien die menschliche Berührung zu genießen. Die alte Frau glättete den Pony, leckte sich dann die Fingerspitzen und fuhr damit über die Augenbrauen des Mädchens. Schließlich klopfte sie ihm auf die Schultern, wie um zu sagen: »Alles gut«, worauf Alice sich vorbeugte und sie umarmte.

Jetzt ist Mrs Laghari tot. Wir sind nur noch zu neunt im Rettungsboot. Selbst während ich dies schreibe, kann ich es nicht glauben. Was geschieht mit uns?

~

Mir fällt ein, dass ich bisher nicht darüber geschrieben habe, wie Mrs Laghari, Alice oder eine der anderen Personen nachts beim Untergang der *Galaxy* ins Rettungsboot gelangt sind. Tatsächlich erinnere ich mich kaum daran. Nachdem ich mich selbst unter Aufbietung all meiner Kräfte an Bord gehievt hatte, war ich in einer Weise erschöpft, dass ich wohl ohnmächtig wurde. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Rücken und spürte, wie jemand mein Gesicht berührte. Ich blinzelte und sah, dass eine Frau mit kurzem Haar mich anstarrte.

»Hast du die Seeanker gesetzt?«, fragte Geri.

Die Frage war ebenso surreal wie die Situation, ihr Gesicht, die Gesichter der Menschen hinter ihr, nur schwach erhellt durch das verschwommene Mondlicht. Ich erkannte Jean Philippe und Nina wieder, meine Arbeitskollegen. Die anderen waren so durchnässt und wirkten derart entsetzt, dass ich sie nicht einordnen konnte. Mit offen stehendem Mund drehte ich den Kopf, als würde ich auf ein Traumbild blicken.

»Die Seeanker?«, wiederholte sie.

Ich schüttelte den Kopf, worauf sie sich schnell wegbewegte. Ich beobachtete, wie sie die Notfalltasche durchstöberte, während die anderen halfen, mich aufzusetzen. Da wurde mir klar, dass wir zu acht waren: Yannis, Nevin, Mrs Laghari, Nina, Geri, Jean Philippe, Bernadette – die mit bandagiertem Kopf unter dem Verdeck lag – und ich.

Geri entdeckte die Seeanker, zwei kleine gelbe Fallschirme, die sie ins Wasser ließ und dann deren Leinen am Boot befestigte.

»Die werden unsere Fahrt verlangsamen, sodass man uns finden kann«, erklärte Geri. »Aber wir sind schon weit abgetrieben.«

Nina weinte. »Weiß überhaupt irgendjemand, dass wir hier draußen sind?«

»Von der Jacht wurden gewiss Notsignale gesendet. Wir brauchen bloß zu warten.«

»Warten auf was?«, fragte Mrs Laghari.

»Ein Flugzeug, einen Hubschrauber oder ein anderes Schiff«, erwiderte Geri. »Wir müssen wachsam bleiben und die Leuchtgeschosse benutzen, wenn wir etwas sehen.«

Sie empfahl, jene Kleidungsstücke auszuziehen, die mit kaltem Wasser vollgesogen waren, und gab Mrs. Laghari ein großes rosafarbenes T-Shirt aus dem Rucksack, den sie sich kurz vor Verlassen der *Galaxy* gegriffen hatte. Ich weiß noch, dass Mrs Laghari Nina bat, den Reißverschluss am Rücken ihres Kleides zu öffnen, und uns dann aufforderte, den Blick abzuwenden, während sie es mühevoll abstreifte. Sogar in einem Rettungsboot empfinden Menschen Scham. Die Explosion hatte sich bei einer Abendgesellschaft ereignet, und der Anblick, wie wir uns nun in tiefend nasser, eleganter Kleidung im Boot zusammendrängten, war eine bittere Erinnerung daran, wie wenig sich die natürliche Welt um unsere Pläne kümmert.

Danach schwiegen wir die meiste Zeit, starrten nur zum Himmel in der Hoffnung, ein näher kommendes Flugzeug zu sichten. Niemand von uns schlief. Einige beteten. Erst als der Himmel sich aufzuhellen begann, erspähten wir eine weitere Person. Geri hatte in der Notfalltasche eine Taschenlampe gefunden, und so schwenkten wir sie abwechselnd wie eine Signalleuchte. Etwa um fünf Uhr morgens hörten wir aus der Ferne ein Schreien.

»Dort«, sagte Geri, in die Richtung deutend, »ungefähr zwanzig Grad zu unserer Rechten.«

Im Strahl der Taschenlampe tauchte ein Mann auf, der sich an irgendein Treibgut klammerte. Als wir näher kamen, stellte ich fest, dass es sich dabei eigentlich um ein Stück vom Glasfaser-Rumpf der *Galaxy* handelte – und bei dem Mann um den Eigentümer der Jacht, Jason Lambert.

Ich fiel nach hinten und versuchte, tief Luft zu holen. *Nicht der!* Während die anderen sich abquälten, seinen fettleibigen Körper ins Boot zu ziehen, stieß er kehlige Stöhnlaute aus.

»Es ist Jason!«, schrie Mrs Laghari.

Er rollte zur Seite und übergab sich.

Geris wandte sich dem Horizont zu, der mit dem heraufdämmernden Tageslicht deutlicher an Kontur gewann. »Jeder schaut aufmerksam nach da draußen! Das ist unsere beste Chance, um zu sehen, ob noch jemand überlebt hat!«

Als sie das Wort aussprach, traf es mich wie ein Glockenschlag. *Überlebt?* Wir waren also die *Überlebenden?* Niemand sonst? Nein. Das konnte ich nicht akzeptieren. Da mussten andere sein. In irgendeinem anderen Rettungsboot. Irgendwo anders in dieser aufgewühlten See. Ich dachte an Dobby. Was war mit ihm geschehen? Wohin war er verschwunden? War er für dieses Unglück verantwortlich?

Geris holte ein Fernglas aus ihrem Rucksack, und wir verteilten uns übers Boot, reichten es untereinander weiter. Auch ich kam an die Reihe. Durch diese Linsen erschien jede kleine Welle auf den ersten Blick wie etwas Lebendiges; man hätte schwören können, einen Delfin zu erkennen – oder ein Ausrüstungsteil, das in der Dünung aufblitzte. Dann erspähte ich einen rötlichen Fleck, und Rot ist keine Farbe, die man mit dem Ozean in Verbindung bringt.

»Ich glaube, ich sehe jemanden!«, rief ich.

Geri ergriff das Fernglas und bestätigte es. Sie entnahm ihrer Hosentasche ein feuchtes Stück Papier, riss eine kleine Ecke ab, warf den Schnipsel ins Wasser und lehnte sich nach vorn, um ihn zu beobachten.

»Was machst du?«, fragte Mrs Laghari.

»Die Strömungen«, erwiderte Geri. »Siehst du, wie dieses Stück Papier zum Boot zurückgetrieben wird? Was immer da auf hoher See ist, kommt in unsere Richtung, wenn wir die jetzige Position beibehalten.«

Sie forderte uns auf, mit den Händen gegen die Drift zu paddeln. Ich beobachtete, wie die rötliche Gestalt immer näher rückte. Schließlich schrie Yannis, der gerade das Fernglas vor die Augen hielt: »Oh, mein Gott ... Es ist ein *Kind!*«

Wir hörten auf zu paddeln, um zu schauen. Dort, im Licht der aufgehenden Sonne, trieb ein kleines, vielleicht achtjähriges Mädchen, an einen Deckstuhl geklammert. Es trug ein rotes Kleid, sein hellbraunes Haar klebte nass am Kopf. Die Lider waren geöffnet, der Gesichtsausdruck jedoch leer, als würde es in aller Ruhe darauf warten, dass etwas Neues beginnt. Offenbar stand es unter Schock.

»Hey! Alles in Ordnung?«, riefen wir lauthals. »Hey!«

Dann – *platsch!* Geri sprang ins Wasser, schwamm bis zum Deckstuhl, dann wieder zurück, die Arme des Mädchens um ihren Hals geschlungen.

So haben wir Alice entdeckt.

Seither hat sie noch kein Wort gesagt.

~

Als die Sonne unterging und der Himmel eine bernsteinfarbene Tönung annahm, stand Geri auf und machte eine Ansage: »Hört mal alle her. Ich weiß, es ist schrecklich, was Mrs Laghari widerfahren ist. Aber wir müssen uns neu ausrichten und auf das Überleben konzentrieren.«

Ich betrachtete den Herrn. Niemand hatte von mir etwas erfahren über seine Hand, die ins Wasser tauchte, oder den seltsamen Blick, den er auf mich richtete. Bilde ich mir das nur ein? War er in irgendeiner Weise verantwortlich für den Angriff der Haie? Welcher Gott würde dergleichen tun?

Jean Philippe sammelte ein, was von unseren Vorräten übrig war. Wir hatten das Fernglas verloren, die Sonnenbrille und – das Schlimmste überhaupt – einige Nahrungsmittel. Die Seeanker sind verschwunden. Die Haie haben ein Loch in das seitliche Schlauchmaterial am Boden gerissen, wodurch sich das Rettungsboot nach unten neigt und immer wieder Wasser hereinspritzt. Einer von uns muss es ständig ausschöpfen. Geri versucht herauszufinden, wie das Loch geflickt werden kann, aber dazu muss man sich vielleicht unter das Boot begeben. Kurz nach dem Unglück will das jedoch niemand tun.

»Von jetzt an müsst ihr, wenn Haie sich nähern, diese hier benutzen«, sagte Geri und hielt eines der Paddel hoch. »Damit schlägt ihr ihnen auf die Schnauze. Knallhart.«

»Macht sie das nicht wütend?«, fragte Yannis.

»Haie werden nicht wütend. Sie greifen nur an, wenn sie etwas riechen oder spüren ...«

»Hört auf! Es reicht!«, schrie Nina. »Wir müssen etwas über Mrs Laghari sagen! Wir können nicht darüber reden, was als Nächstes passiert, ohne uns von ihr zu *verabschieden!* Was ist nur mit uns los?«

Alle verstummten. Tatsächlich hat niemand von uns Mrs Laghari gut gekannt. Wir kennen niemanden wirklich gut. Aufgrund unserer Gespräche auf der *Galaxy* wusste ich, dass sie aus Indien stammte, zwei Kinder hatte und in der Kosmetikbranche arbeitete.

»Ich mochte sie«, sagte ich schließlich ohne besonderen Anlass. Daraufhin erklärten die anderen, sie hätten Mrs Laghari ebenfalls gemocht. Yannis ahmte ihren Akzent nach, und einige von uns kicherten. Das schien unangebracht, fühlte sich aber besser an als Weinen. Vielleicht verdeutlichen wir uns nach dem Tod eines Menschen gerade durch ein befreiendes Lachen, dass er weiterhin irgendwie lebendig ist. Oder dass wir selbst es sind.

»Sage uns, dass sie nun an einem besseren Ort ist«, flehte Nina den Fremden an.

»Das ist sie«, bestätigte er.

Geri strich sich durchs Haar. Sie spähte zu Nevin, dessen Kopf sich auf und ab bewegte, als würde er gegen den Schlaf ankämpfen.

»Nevin? Möchtest du etwas hinzufügen?«

Er blinzelte heftig. »Was? ... Oh ... ja ... Sie war reizend.« Seufzend rieb er sich den verletzten Oberschenkel. »Entschuldigt bitte. Leider bin ich keine große Hilfe.«

Nevins Verletzungen sind inzwischen besorgniserregend. Sein Knöchel steht entsetzlich schief, seit er auf dem Deck der untergehenden *Galaxy* über einen Kasten stolperte. Die Wunde am Oberschenkel, den er sich beim Sturz aufgeschlitzt hat, sieht schlimm aus und schließt sich nicht. Im Lauf der Tage hat sie sich dunkelrot verfärbt und strömt einen üblen Geruch aus. Geri meint, ein kleines Metallstück könnte drinstecken und eine Entzündung hervorgerufen haben. Wenn dem so ist, können wir nichts tun. Nicht für ihn. Wie wir auch weder für Mrs Laghari noch für Bernadette etwas tun konnten. Es gibt nichts, befürchte ich, was wir in solchen Angelegenheiten tun können – außer beten und auf das Sterben warten.